

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 28

Freitag, den 30. Januar

1920

## Hans der Sieger.

Roman von Richard Stowronski.

(7. Fortsetzung. Fortsetzung des Vorigen.)

Die beiden Damen sträubten sich zwar erst ein wenig unter dem Vorgeben, sie hätten sich nicht, wie die Frau Oberst, zum Tanzen eingerückt, ließen sich dann aber doch zu einer gemeinsamen Ehrenrunde durch den Saal bewegen. Als Hans seine Tänzerin zu ihrem Platze zurückführte, sah er, wie Frau Alice mit geduldeten Wangen und vor Vergnügen strahlend an dem Arme eines seiner Kameraden durch den Saal flog. Er stellte sich mit dem Rücken gegen die Ecke der Bühne und folgte dem blauen Kleide mit den Augen, das bald hier und bald da aus dem Schwarm der tanzenden Paare auftauchte. Die Oberst hatte befohlen, die Mannschaften sollten sich durch die Mäntelheit der Damen in ihrem Vergnügen nicht stören lassen, und die Interoffiziere kehrten nun von der im Hintergrunde des Saales aufgestellten Reihe in regelmäßigen Zwischenräumen keiner Trupps los, die sich ordnungsmäßig, wie auf dem Exerzierplatze, durch den Saal bewegten.

Frau Alice schien keine Ermüdung zu kennen. Als der Walzer zu Ende war, hatte sie fast mit dem halben Offizierskorps getanzt und vertröstete eben den Wachtmeister, der sich beim letzten Takte endlich das Herz gefaßt hatte, seine schöne Frau Oberst auch einmal herumzuführen, auf den nächsten Tanz.

Hans trat zu ihr und fragte, ob sie nicht eine Erfrischung wünsche. Und da merkte er ganz deutlich, wie sie seinem Blicke auswich und sich, um ihre letzte Verwirrung zu verbergen, etwas an ihrer Toilette zu schaffen machte.

„Ach ja,“ erwiderte sie endlich, „muss es hier zu haben ist, bringen Sie mir, bitte, ein Glas Prince of Wales.“

Während Hans quer durch den Saal zum Büfett schritt, überkam ihn plötzlich ein Gefühl danger Beklemmtheit. Der Augenblick eben hatte ihm die Gemütsruhe gebracht, daß Frau Alice vorhin beim Tanze seine verwegene Huldigung bemerkt hatte, und er fragte sich, was nun werden sollte. Auf halbem Wege stehen und so tun, als ob gar nichts geschehen sei, oder den tödlichen Ballast an Gewissen und ehrenhafter Bestimmung über die linke Schulter werfen und mit freier Hand zugehen und festhalten, wenn Frau Alice wirklich nicht die unabhäugbare Heilige war, für die er sie bisher gehalten hatte . . . ?

Vor dem Büfett standen die beiden Jünglinge des Regiments, die ihre Epauletts erst seit dem Mittag trugen, in zifriger Unterhaltung. Als Hans zu ihnen trat, verstummen sie und nahmen aus alter Gewöhnung die Huden zusammen.

„Nun, wie geht's, meine Herren Kameraden?“ fragte Hans freundlich.

„Ach, Herr Leut . . . Herr von Watenitz,“ erwiderte der eine, dem der reichlich genossene Sekt schon aus den Augen leuchtete, „wir knobeln eben aus, wer von uns beiden sich in die Frau Oberst verlieben darf.“

Und der andre fügte mit schon etwas schwerer Zunge hinzu: „Wahrhaftig ein Götterweib! . . . Man . . . möchte seine Seligkeit hingeben für einen . . . Liebesblik aus diesen Augen . . .“

„Geben Sie nach Hause, meine Herren, und schlafen Sie Ihren Rauch aus!“ versetzte Hans mit strengem Dienstgefiht und wandte sich an den hinter dem Büfett stehenden Wirt mit der Frage, ob er vielleicht eine Flasche französischen Sekt im Keller habe.

zuführten, und daher mügte über der Zeit, an dem dieses Gleichgewicht gestört wird, auch für die Republik selbst verhängnisvoll werden. Hoffen der Präsidenschaft der repräsentierten Kammer der Vereinigten Staaten aber und der französischen Kammer besetzt keinerlei Vergleichsmoment. In Frankreich sind durch alle Revolutionen hindurch eher Typen von Kommerzpräsidenten als ein scharf umrissener Typus der Präsidenschaft selbst zu beobachten gewesen. Frankreichs Kommerzpräsidenten konnten sich nicht begnügen, nur Präsidenten der Parteien und des parlamentarischen Kampfes zu sein, was beweist, daß die französische Republik hinsichtlich der Beherrschung der parlamentarischen Einrichtungen noch um ein paar Jahrhunderte hinter den Engländern zurückgeblieben sind. Gambetta a. V. übte die Präsidenschaft mit Wohlwollen, Milderlichkeit und viel guter Laune aus. In dem Augenblick aber, wo seine persönliche politische Leidenschaft zum Durchbruch kam, war er durchaus nur noch der unbeschränkte Chef der republikanischen Partei. Es ist Tatsache, daß er des öfteren den Präsidentenstuhl verließ, um auf der Rednertribüne zu erscheinen, und daß er bei entscheidenden Abstimmungen sogar die Leitung der Partei übernahm. Als sie Gambetta zum Kommerzpräsidenten wählten, hatte die Republikaner die Absicht gelehrt, ihm den Weg zur Macht zu ebnen. Ein solches System, durch die Wahl des Kommerzpräsidenten zwangsläufige Rücksichten auch für das Kabinett aufstellen zu wollen, bedeutet aber eine Praxis, die in den Anfängen eines Regierungssystems wo alles noch im Fluß ist, am Plage sein mag, die aber in normalen und reifen Zeiten verwerflich zu nennen ist, da sie die Lage des Kabinetts von vornherein im unklaren Licht erscheinen läßt. Der Einfluß, den der Präsident einer Parlamentsversammlung besitzt, ist wahrscheinlich schon groß genug, um nicht noch durch die Lösung, sich die Regierungsgewalt auf Kosten der jeweiligen Minister zu verschaffen, einer Zielsetzung zu bedürfen. Die Verteilungsgewalt und Zugewand, die für einen Parlamentspräsidenten unerlässlich sind, sind im übrigen nicht diejenigen eines Premierministers. Sie sind oft sogar geradezu entgegengekehrt. Ein Mann, der auf dem Präsidentenstuhle Schlangensicherheit bekennt, läßt diese auf der Rednertribüne oft im Stich, und umgekehrt. Es handelt sich hier eben um zwei ganz verschiedene Betätigungsn, die dementsprechend ganz verschiedene Begabungen voraussetzen. Schnelligkeit und Draufgängertum, die auf der Rednertribüne Kräfteleistungen darstellen, erweisen sich beim Kommerzpräsidenten geradezu als Schwächen.“

## Literatur.

Das neue, großzügige Untertanen, die im gleichnamigen Verlage erschienenen „Georg Müller Bücher“ will moderne, vollwertige Dichtungen bringen. Nur jene Berufenen, Begnadeten werden und sollen zu Wort kommen — und zwar in einer würdigen, vornehmen Ausstattung — welche aus der Zeit heraus, ja vielleicht sogar der Zeit zum Troste Dichter sind. Nicht künstliches Treibhausgewächse, sondern vollsaftige Jugend. Freilich diese Jugend braucht nicht durch das Geburtsdatum bewiesen werden, auch nicht durch die Sturmflut der Worte, sondern durch die unerschütterliche freudige Gemüts der Gestaltung — sei sie nun episch oder lyrisch oder dramatisch. Die „Georg Müller Bücher“ wollen also versuchen, durch strengste Wahl einen erlauchten Kreis zu schaffen, der den von der üblichen Gegenwartsdichtung befreiten und angewandten Leser entwirrt und ihm wieder Wege bahnt zu einer Kunst möglichst Vollenbung und Ausprägung poetischer Persönlichkeit. Daß der Verlag dieses ihm vorschwebende ideale und unterhaltungsreiche Ziel tatsächlich erreicht, beweisen vollauf die bereits vorliegenden sechs Bändchen: Jol. Sandmeier: „Das Gebirge,“ Kowlen; Curt Corinthy: „Petersdamer Platz,“ e. s. i. s. e. W. i. o. n. i. e. n.; Curt Corinthy: „Trib,“ Roman; Franz Spanda: „Spinnen;“ Ernst Hierl: „Das Lächeln des Glüds,“ Schauspiel; und Alfred Neumann: „Die Heiligen,“ legendäre Geschichten. Die Einzelsprechungen dieser hochorigen, ganz vorzüglichen Schöpfungen, die auch den verständigsten Geschmack befriedigen werden, müssen wir leider einer papierreicheren Zeit vorbehalten.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 67, Fernruf 5420.

Entfaltung ihrer übernatürlichen Kräfte machte es ihre in dürftigsten Verhältnissen lebende Mutter möglich, der Tochter den Aufzug zur Bildung zu erschließen. Mit achtzehn Jahren erhielt Ada Negri, die unter den unglücklichsten Lebensverhältnissen ihren Weg verfolgte, noch eine bescheidene Anstellung als Volksschulchlerin in dem H. d. n. Motta V. cont. Aus den Jahren vor und während dieser Tätigkeit kamten die Gedichte ihres ersten Buches, indem sie das unglückliche Elend der untersten Schichten des italienischen Volkes mit blühenden Farben und padender Anspieligkeit malt. Aus den Kämpfen und Leiden ihrer eigenen Jugendzeit konnte die Dichterin das tiefe Versehen für fremdes Leid erwachsen, das den Grundton aller ihrer Lieder bildet. Aber es ist nicht das in Führung stehende Mittel schwachherziger Poetentage; dem man höchsten Erbarmen mit dem Volkseind paart sich vielmehr eine aufsehendere Empörung über die Unwissenheit dieses Elends und das heilige Verlangen des breiten Volkswalles Gerechtigkeit und die Verwirklichung des Ideals sozialer Freiheit zu erlangen, das Ada Negri in die Forderung „Liebe, Arbeit, Brot“ zusammenfaßt. Dem heiligen Schreien der Dichterin, aus der Enge ihres Lebens in die Weite ungehemmter Betätigungsfreiheit zu gelangen, brachte der Begeisterungssturm, der ihr Buch in Italien gewirkt hatte, wenigstens in materieller Hinsicht Erfüllung. Der Florentiner Gemeinderat setzte der Dichterin, die über Nacht eine Bekanntheit geworden war, einen Ehrenlohn aus, und gleichzeitig wurde sie als Lehrerin für Literatur nach Mailand an das dortige Lehrerinneninstitut berufen. Wenn ihr erster Gedichtband ja gut wie ausschließlich der Verkündigung ihres sozialistischen Evangeliums und der Verheißung einer besseren Zukunft des Proletariats gewidmet war, so zeigte die zweite, im Jahre 1903 erschienene und „Tempo“ (Stürme) betitelt Gedichtsammlung eine Erweiterung des Anschauungsgebietes, oder richtiger gesagt, eine bedeutsame Vertiefung und Vertiefung der Lebensanschauung der Dichterin. Das durch das Erwachen des endlich indifferente empfindenden Proletariatsgedächtnis zum liebenden Weibe sind innere Stürme ausgebrochen, die sie bis ins Tiefste erschütterten, und wenn diese Stürme in den Gedichten dahindrauen, so peitschen sie den Zweifelstachel zwischen der ertönligen Forderung des Weibes und den idealen Zielen der sozialistischen Freiheitskämpferin zum wilden Uren himmelstürmenden Leidenschaft auf. Ein Jahr nach dem Erscheinen der „Tempo“ wurde Ada Negri die Gattin des Mailänder Fabrikanten Garibaldi. In ihrer Ehe gab sie als dritter Band die Gedichtsammlung heraus, die den Titel „Memento“ führt. Auch hier finden sich Perlen sozialistischer Lyrik, die insofern erkennen lassen, daß sich die Dichterin nach den stürmischen Kämpfen der Jugend zur Natur und zur Reife der Volkung durchgerungen hat, die in der Beherrschung der Mutterliebe und der Mutterpflichten ihren verklärten Ausdruck findet.

## Ein Selbstbildnis Deschanel's.

Das Buch des neuen Präsidenten Frankreichs über den Charakter des französischen Parlamentarismus. Die Wahl Paul Deschanel zum Präsidenten der französischen Republik gibt dessen zu Ende des vorigen Jahres erschienenen Buch über Gambettas politische Laufbahn heute ein umso höheres Interesse, als der eben erwähnte Präsident der Republik sich in dieser Schrift besonders über die Stellung und die Machtbefugnisse des Parlamentspräsidenten verbreitet, der in Frankreich bekanntlich einen ungleich weitgehenderen politischen Einfluß ausübt, als ein solcher den Kommerzpräsidenten in anderen Ländern eingeräumt ist. In einer parlamentarischen Regierung, schreibt Deschanel, muß der Präsident des Parlaments durchaus unabhängig von Parteien und von der Regierung sein, wenn anders ihn seine Autorität gewahrt bleiben soll. In den Vereinigten Staaten hat allerdings das repräsentative Regierungssystem, in dem die Minister nicht zu den Parteien der Kammer gehören und allein vom Präsidenten der Republik abhängig sind, anders geartete Folgerziehungen gehabt. Dort hat der Kommerzpräsident häufig sogar dem Präsidenten der Vereinigten Staaten ein Parol bieten können. Das hängt eng mit dem Streben der Amerikaner zusammen, ein vollständiges Gleichgewicht der Reaktionsgewalten herbei-

die an allen Ecken stehende Regimentsräth von ihrer Wohnung ab und beg in die Residenzstraße ein, um Frau Alice nach Hause zu bringen.

„Als sie au' er Hörweite waren, zog er sich nach vorn: Verzeihung, gnädige Frau, für die u g bührlch ra'che Fahrt, aber es zude mit den Fingern, ich mußte der alten Spinnwebe einen Schreck einjagen!“

„Schade, daß es schon zu Ende ist,“ erwiderte Frau Alice leise.

Ohne ein Wort zu sagen, wendete Hans den Schritten zur Hauptstraße zurück, die beiden Hannoveraner griffen aus und in wenigen Minuten waren sie aus dem Stadchen heraus im freien Felde. Frau Alice hatte zuerst eine Bewegung gemacht, als wollte sie einatmen, dann zog sie aber die Schrittenwende etwas höher hinauf und schwieg.

Die Luft war trotz des kalten Sie nimmstuntes w'ch wie vor dem Regen des Tauw'ndes, und aus den Röhren der Gänge stömten wichtige Dampfströme. Unabsehbar dehnte sich die weiße, am Horizont in nebligem Unabsehbar dehnte sich Schneedecke über den ebenen Feldern, ab und zu fuhr ein Krähenschwarm, der in einem der hohen Bäume am Wege nachigte, durch das letzte Schlingel erhebt emporkam, um mit kläglichem Geschimpfe ins Dunkel abzusinken, sonst Stille und Schweigen ringsum. Hans mügte bei dem hart ausgefahrenen Gese auf die Gänge gehen, und Frau Alice, deren Gesicht ein düsterer Schiler gegen die spärlichen Schneespitzer schätzte, sah Hans garabau, ohne ein Wort zu sprechen. Jetzt ging es leicht berganwärts, und das Gespann ließ von selbst in Schritt.

„Wollen wir nicht Teber umkehren?“ fragte Frau Alice, ohne sich umzusehen. Ihre Stimme klang merkwürdig gepreßt, wie bei einer stürmischen T'nung.

Hans schlug das Herz, daß er's bis in die fest aufeinandergepreßten Zähne hinein spürte. Jetzt mußte es sich entscheiden, so oder so.

„Gnädige Frau, noch ein kleines Weicheln!... Es ist das letzte Mal, daß ich ein paar Minuten mit Ihnen allein sein darf.“

Frau Alice wandte sich den Kopf und sah ihn mit erschrockenen Augen an. „Sie wollen fort?“

„Ich gehe morgen zum Herrn Oberst und bitte um meinen Abschied.“

„Hat sich denn irgend etwas bei Ihnen zu Hause geändert, daß Sie so plötzlich sich entschlossen haben?“ fragte sie mit todender Stimme.

„Nein,“ erwiderte er und seine Stimme klang heiser, „ich will nur nicht ehelos werden vor mir und — einem andern!“

Frau Alice wandte sich ab und sprach kein Wort, nur an dem Zuden ihrer Schultern merkte er, daß sie gewissam die ausbrechenden Tränen zurückdrängen wollte. Da wurde es ihm rot vor den Augen, er schlang seinen Arm um das schöne Weib und preßte seine Lippen auf ihren Nacken, da wo sich die blonden Kraushähnen ringelten.

Als er nach einer Stunde etwa in den Ratskeller kam, sah der Oberst mit dem Bürgermeister und einigen Kameraden auf seinem gewöhnlichen Platze am runden Tische.

„Ja, haben Sie meine Frau gut nach Hause gebracht?“

„Jawohl, Herr Oberst,“ erwiderte Hans mit einer leichten Berneigung. „Die Frau Oberst wollen bei dem schönen Wetter noch ein Stückchen spazieren fahren, und da haben meine Braunen noch eine kleine Schleiße um das Stadchen gemacht.“

„Armer Kerl,“ sagte der Oberst bebauernd, „da werden Sie auf Ihrem künftigen Ehe schon gestoren haben. Na, da trinten Sie mal erst ein, die Sie sich sehen!“ Und er hielt ihm ein volles Glas entgegen.

Hans kam sich in diesem Augenblicke recht erbärmlich vor, aber er nahm das ihm gebotene Glas mit fester Hand und trunkte es auf einen Zug hinunter. Jetzt war es zu spät für kenntliche Anwandlungen — vorwärts, vogue la galere! —

Ein paar Wochen später schritt Hans neben Frau Alice den Weg entlang, der vom Bahnhofe zur Stadt führte. Der Oberst war noch Wesbaden gefahren, um dort in einem längeren Urlaude seinem Rheumatismus, der noch aus dem Feldzuge kamme und sich selber ziemlich regelmäßig zu gegen das Frühjahr herum zu melden pflegte, einmal ordentlich zu

Selbe zu gehen. Als Hans den Oberst, der schon in der Rousp'ur stand, die Hand zum Abschied hinstreckte, da war die er trotz seines schmerzlichen Weines noch einmal herab gestiegen und hatte ihn in die Arme geschoben.

(Fortsetzung folgt.)

## Marquise Pompadour.

Eine lustige Filmgeschichte von M. Braunstein. (Nachdruck verboten.)

„Ich hab's satt! Ich will von der ganzen Nummerel vorläufig nichts mehr wissen. Ich reise in irgend ein Reich, ich bin für niemanden zu finden, für gar niemanden! Briefe werden mir nicht nachgeschickt!“ Ich will überhaupt nichts hören und lesen! Ich gehe zu einem Bauern aufs Dorf, unterhalte mich mit seinen Kühen, Schweinen und Hühnern und kümmere mich um gar nichts. In vier Wochen bin ich dann wieder da. Keine Minus, aber. Und hören Sie, Fräulein Weber, was auch kommt, und wenn es Ihnen noch so wichtig erscheint, ich bin nicht zu erreichen. Warten!“ Die berühmte Filmdiva Charlotte Sennau ließ erregt in ihrem eleganten Zimmer auf und ab und kamptte hin und wieder bei den Worten, die sie ihrer Privatsekretärin zurück, heftig mit dem Fuße auf.

„Aber wenn wichtige Engagementsanträge kämen?“ Und wenn der Schatz von Persien jetzt kommt und mich engagieren will, ich bin nicht zu finden. Sagen Sie mir, wenn Sie mich nicht gestoren, oder sonst etwas. Am besten ist es, ich gebe auch Ihnen nicht einmal meine Adresse. Dann können Sie mir alle die gräßlichen Briefe nicht nachsenden. Dieser ganze Kram kann warten, bis ich wiederkomme.“

„Aber es könnte doch etwas ganz Außergewöhnliches sein.“ Für mich ist augenblicklich gar nichts Außergewöhnliches wichtig. Ich habe das ewige Schauspielern gründlich satt das Wichtigste für mich ist, daß ich Ruhe habe. Sie wissen also, Fräulein Weber, woran Sie sind und jetzt gehe ich hinüber zu Knetze und Mina und lasse einen Koffer packen. Morgen früh bin ich fort.“

Die Privatsekretärin, ein schönes schlanthes Mädchen, gab keine Antwort mehr. Sie wußte ganz genau, daß sie doch nichts ausrichten würde. Sie kannte die Launen der berühmten Filmdiva, die sie so genau und hütete sich daher zu widersprechen.

Sensung nahm sie ihre Arbeit wieder auf, aber ihre Sinne schweiften doch wieder schmerzhaft zum Fenster hinaus. Wie beneidete sie die Künstlerin. Ach, wenn sie doch nur ein einziges Mal so gefeiert und umschwärmt worden wäre wie Charlotte Sennau. Alle Welt lag ihr zu Füßen und sie, die arme, kleine Sekretärin, war doch einst auch einmal zur Bühne gegangen und hatte geschit, dort Vorbereren zu erringen. Wer das lag weit hinter ihr, jetzt lag sie schon seit fast zwei Jahren hier vor ihrer Schreibmaschine, das Herz aber noch immer voll Sehnsucht. Feudentage waren es für sie, wenn Charlotte ihrer Sekretärin erlaubte, bei den Filmaufnahmen zugegen zu sein. Dann probierte Trude Weber daheim alle die Dramen durch, empfand, daß sie ihre Sätze einfach plägend machte. Ob sie den Sprung auf die Leitwand wagte?

Traurig schüttelte sie den Kopf. Ach nein, es war schon sicherer, hier vor der Schreibmaschine sitzen zu bleiben und die Wünsche zur Bühne und zur Leitwand einzusparen.

Die Filmdiva spielte nun tatsächlich abgereist, ohne ihre Adresse zu hinterlassen. Woller Sorge schaute die Sekretärin auf den Schreibstisch, auf dem sich allmählich die Briefe vermehrten. Einladungen, Anfragen, Engagementanerbietungen, Kritiken, Resonanzartikel, Geschäftsstellen aller Art und zahlreiche Privatbriefe lagen dort bunt durcheinander. Auch einige Citbriefe grinsten zu Gertrud hinüber, aber es war nichts dagegen zu tun, die Filmdiva war fort.

Am einem der nächsten Tage kam Besuch. Eine Filmfirma wünschte Fräulein Sennau für die Darstellung der Marquise Pompadour zu gewinnen. Es sollte ein großartiger historischer Film werden, es war bereits alles vorbereitet, nur die Hauptdarstellerin fehlte. Aber da die Filmkünstlerin bereits einmal geäußert hatte, daß sie die Rolle übernehmen werde, rechnete man fest darauf, daß sie auch jetzt nicht nein sagen werde.

Gertrud Weber erklärte, daß es ganz unmöglich sei, die Künstlerin zu benachrichtigen. Sie sei verreist und habe ihre Adresse nicht angegeben. Am folgenden Tage kam der Herr, begleitet vom Regisseur, händeringend wieder.

„Sie müssen die Diva zurücktelegraphieren. Ein weiterer Versuch ist unmöglich. Wie haben Sie Honorar telegraphieren Sie.“

Alle Einwendungen der Sekretärin nahden nichts. Die beiden Herren blieben dabei, man müsse die Diva haben und sie glaubten einfach nicht daran, daß man deren Adresse nicht kenne. Das Honorar für die Rolle wurde verdoppelt, schließlich verdreifacht und Gertrud wurde, wie noch niemals angefleht, ihr Möglichstes zu tun, damit die Künstlerin zurückkehre.

Der nächste Tag brachte wieder den Besuch der Herren. „Wann kommt sie?“ Mit dieser Frage wuschten sie in das Zimmer.

Man beschwor Gertrud, man umschmeichelte sie, so daß sie nur, um die Herren los zu werden, erklärte, sie wolle telegraphieren, es sei aber fraglich, ob Fräulein Sennau zurückkommen werde.

Seit die im Augenblick wurde sie den Besuch der beiden Herren nicht mehr los. Alle drei Stunden schickte man einen Boten, ob die Diva einträte. Gertrud war der Bergeilung nahe.

Fräulein Sennau hat nicht Zeit und Lust, sich um die historischen Romane zu bekümmern und lehnt daher die Rolle ab.

Gertrud atmete wie befreit auf, daß ihr dieser rettende Ausweg eingeschlagen war. Am anderen Morgen kam wieder Besuch. Dem Regisseur sagten zwei Männer aus dem Fuße, die einen großen Koffer schleppten.

„Hier ist alles mein Fräulein, alles, bis ins Kleinste. Wann kommt die Diva?“

Vor den Häfen der fastungslosen Sekretärin packte man die kostbaren Koffer, die er aus. Es sollte weder die Rücke noch die Bekleidung. Entzündete Stöckchen lagen dabei, kurzum, es war eine Pracht, die das Auge bewunderte. In das grenzenlose Staunen der Sekretärin hinein kante die ständige Frage: wann können wir die Diva erwarten?

Trude griff sich verzweiflungsvoll an den Kopf. Das Drängen machte sie schon ganz nervös. Jetzt war es die Hauptsache, daß sie die Leute los wurde. Sie schickte sie mit dem Bemerkens fort, daß sie Fräulein Sennau Bescheid telegraphieren würde, sobald eine bestehende Antwort einträte, würde sie dem Regisseur telephonieren.

Am anderen Morgen war er wieder da. „Wann kommt sie?“

Trude lachte innerlich. „Am Mittwoch,“ rief sie. Der Besuch machte fast einen Luftsprung und verschwand. Am Mittwoch erschien er freudstachelnd. Er berichtete Gertrud, daß alles vorbereitet sei. Ob die Diva wohl einverstanden wäre, morgen vormittag zur Aufnahme zu kommen.

„Sie haben ihr doch die Rolle hingeschickt, die ich neulich dankte?“

„Ja, ja,“ meinte Trude ab. Sie dachte dabei sehrschmerzvoll an die eigene Rolle, die bei ihr dahingelagert und die sie täglich durchprobierete.

Mittwoch nachmittag wollte der Regisseur durchaus die Diva sprechen.

„Sie ist ab.“

„Aber morgen früh um zehn Uhr kommt sie doch zur Aufnahme?“

„Ja.“ Als der Regisseur denn gegangen war, wurde Trude von einer neuen Angst erfaßt. Was hatte sie denn eigentlich getan? In ihrer Verzweiflung, um die Dränger los zu werden, hatte sie den Herren allerlei vorgebetet. Was soll denn nun werden.

Der Unglückswelt perkte ihr vor der Stirn. Gab es denn keinen Ausweg?

Der Morgen kam heran. Es wurde zehn, es wurde elf Uhr. Da schlug die Korridorloge wild an und wenige Augenblicke später stürzte der Regisseur ins Zimmer.

„Wo ist die Diva? Wer wartet?“

Vor Trudes Augen flimmerte es. „Sie kommt gleich! Sie möchte sich am liebsten gleich in das Kostüm der Pompadour werfen. Wozu Sie einen Wagen. Sie wird auch markiert wieder zurückfahren. Sie hat noch viele andere Verpflichtungen.“

„Meinetwegen, mein Fräulein. Ich besorge drei Wagen, wenn Sie wollen. Aber wir warten, — wir warten!“

Er stob davon. Trude aber kannte wie irrsinnig im Zimmer herum. Im Nebenraume lagen die kostbaren Weibchen. Da, jetzt hatte sie den Ausweg gefunden. Sie belag dieselbe Figur, dieselben dunklen Augen, sie würde

schon die Rücke aufziehen, das Kostüm anziehen, sie würde die nötige Schminke, das nötige Haar anziehen, so wollte sie dem Regisseur gegenüberstehen — es zeigte ihre Entschlossenheit.

Als sie sich dann in der kostbaren Toilette sah, häßte ihr das Herz vor Freude. Ach, einmal, nur ein einziges Mal wieder auf der Bühne stehen! Meinetwegen auch nur garfärbelt zu werden. Aber sie war ein armes Schicksalsweibchen, weiter nichts.

In voller Pracht ging sie ins Nebenzimmer zurück, wo sie geblüht hatte, daß sich die Tür öffnete. Der Regisseur stürzte auf sie zu.

„Meine Gnädigste, daß Sie entsetzt! Wir sind Ihnen grenzenlos dankbar, daß Sie zurückgekehrt sind. Der Wagen wartet. Wundervoll, — ganz wunderbar, — meine Gnädigste.“

Er drückte begeisterte Küsse auf die Hand der vermeintlichen Diva. Trude zitterte vor Aufregung. Bergessen war jedes Bedenken, willens ließ sie sich zum Wagen führen. Sie wußte es später selbst nicht mehr, woher sie die Fähigkeiten genommen hatte, ihre Rolle als Filmstar zu Ende zu führen. Aber es gelang, niemand merkte, daß sie die kleine Sekretärin als Marquise Pompadour figurierte.

Man würdte ihr, viele Duhende von Käffen branten auf ihrer Hand. Man sprach ihr die größte Bewunderung aus, man brängte an sie heran, man beglückte sie heim. Und als Trude dann wieder allein im Zimmer war, kam es ihr erst klar zum Bewußtsein, was sie getan hatte.

Sie meinte jämmerlich. Sie war nahe daran, sich das Leben zu nehmen.

Kiergen Tage später kehrte die Filmdiva zurück. Trude fiel ihr zu Füßen und belächte. Charlotte aber lachte, daß ihr die Tränen aus den Augen rollten und lachte noch mehr, als sie das übermäßige Honorar für die Aufnahme erhielt. Einige Tausende schloß sie der kleinen Sekretärin hin.

„Wissen Sie was, Weberchen? Jetzt machen wir ein Kompaniegeschäft. Während ich im Auslande arbeite, arbeiten Sie hier. Aber erst will ich mir einmal den Film ansehen. Wenn er nichts taugt, dann drehe ich Ihnen den Kragen um.“

Charlotte Sennau ist mit der Darstellung der Pompadour ganz zufrieden gewesen. Aber sie hat es in Zukunft doch vorgezogen, die ihr zugebachten Rollen allein zu übernehmen. Das Geheimnis der Marquise Pompadour ist bis auf den heutigen Tag streng geblieben.

## Die Dichterin des italienischen Proletariats.

Zum fünfzigsten Geburtstag von Ada Negri am 3. Februar.

Im Jahre 1892 war in Mailand ein schmales Mädchen ihrer Gedichte erschienen, das den Titel „Poetessa“ (Schicksal) führte, und dessen Umhlag den Namen Ada Negri trug. Den Inhalt bildeten Verse von zündender Gewalt, die aus dem Gefühl sozialer Not und Unfreiheit heraus in künstlerischen Formvollendung den Schrei nach sozialer Gerechtigkeit und menschlicher Erlösung zum Ausdruck brachten. Die bisher völlig unbekannt Dichterin, die durch diese Gedichte die Schöpferin der sozialistischen Lyrik Italiens geworden war, sah sich mit einem Schläge in den Mittelpunkt der politischen Verbandschaften der Parteien gerückt, und sah sich von erbitterten Meinungsstärkern umtobt, in denen sich die tiefgehende Erregung, die ihr Buch ausgelöst hatte, klar widerspiegelte. Und diese Erregung übertrug sich schnell auch auf das Ausland; in Deutschland zumal, wo die sich allmählich erst damals in spärlicher Blüte fand, machten die Schicksalslieder der Italienerin, die ebenso wie ihre Gedichtsammlungen in Gebirg Jahr eine ausgezeichnete Verbeislerin fanden, starken Eindruck und erwarben dem Feuergeist, der hier im leidenschaftlichen Pathos der Südländerin seine flammende Sprache redete, lebhaftes Sympathien.

Ada Negri ist ein Kind des Volkes, dessen Sätze sie mit dem tiefen Mitgefühl für die Leiden der Enterteten mit einer überzeugungsstarken Kraft des Glaubens an die ideale Zukunft und mit dem selbstmühten Stolz einer edlen Natur vertritt. Als Tochter eines Arbeiter wurde sie am 3. Februar 1870 in dem lombardischen Städtchen Lodi in der Nähe von Mailand geboren und durchlebte nach dem frühen Tode des Vaters eine freudlose, entbehrungsreiche Jugend. Nur unter